

(Nachdruck verboten.)

26]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Sangonera hatte Tonet gerade in dem Augenblick gesehen, wo er an Land gegangen war, und ihn angerufen, ohne seine prächtige Lage deshalb aufzugeben. Sein Körper hatte sich vorzüglich dem Stroh angepaßt, und er würde sich schwer hüten, den Schieber zu verlassen. . . Dann erklärte er, warum er hier wäre. Er hatte in der Schenke mit Fuhrleuten gespeist, vortrefflichen Leuten, die ihm zu essen gegeben hatten, ihm nach jedem Bissen den Becher reichten und über seine Späße lachten. Doch der Schenkwirt hatte, schlecht erzogen wie alle seinesgleichen, ihn sofort nach dem Fortgange seiner Gäste vor die Tür gesetzt; denn er wußte, daß er für eigene Rechnung nichts verzehren konnte. Da war er denn hierher gekommen, um die Zeit totzuschlagen, die Zeit, die die größte Feindin des Menschen ist. . . Waren sie Freunde, ja oder nein? Na also, konnte er ihm da nicht ein Gläschen spendieren?

Das behagende Kopfnicken Tonets trug über seine Faulheit den Sieg davon, und er richtete sich, wenn auch mit einiger Mühe, auf. Sie tranken einen Schluck in der Schenke und setzten sich dann an eine mit schwarzen Brettern belegte Stelle des Hafens.

Tonet hatte den Vagabunden seit einer langen Reihe von Tagen nicht gesehen, und Sangonera erzählte ihm sein Leid. In Palmar war nichts zu machen. Neleta, Canamels Weib, diese stolze Person, die ihren Ursprung ganz vergessen, hatte ihn unter dem Vorwande, er besudete die Schamel und die Porzellanfliesen mit dem Schmutz, den er überall mit sich herumtrug, aus der Schenke gesagt. In den anderen Schenken war es ganz erbärmlich, da kam auch nicht ein Gast herein, der ein Glas hätte spendieren können, und er sah sich gezwungen, Palmar zu verlassen und den See abzuklappern; wie in früheren Zeiten sein Vater, mußte auch er von Dorf zu Dorf wandern, um sich großmütige Freunde zu suchen.

Tonet, der mit seiner Faulheit seiner Familie so viele Sorgen gemacht, fing an, ihm Ratschläge zu erteilen. Warum arbeitete er denn wirklich nicht?

Sangonera machte eine verzweifelte Bewegung. „Du auch! Sogar der Kubaner wiederholte dieselben Dummheiten, wie die anderen in Palmar. Mache er sich vielleicht viel aus der Arbeit? Warum half er denn nicht seinem Vater, Erde heranzuschleppen, anstatt den Tag in Canamels Hause an Neletas Seite herumzulümmeln und vom Besten und Feinsten zu trinken?“ Der Kubaner lächelte. Er wußte wirklich nicht, was er darauf antworten sollte, doch bewunderte er die Logik, mit der dieser Trunkenbold seine Ratschläge ablehnte.

Dem Vagabunden schien das Gläschen, das Tonet bezahlt, in gerührte Stimmung versetzt zu haben. Die Ruhe des Hafens, die zeitweise von dem Hammer der Kalkaterer und dem Glucksen der Spinnen unterbrochen wurde, reizte seine Geschäftigkeit und trieb ihn zu Geständnissen.

„Nein, Tonet, er konnte nicht arbeiten; er würde nicht arbeiten, und wenn man ihn dazu zwang. Die Arbeit war ein Werk des Teufels, ein Ungehorsam gegen Gott und die schlimmste von allen Sünden. Nur die verrotten Seelen, die sich in ihre Armut nicht zu fügen vermögen, die der Wunsch, zu sparen, quält, und die jede Stunde an den nächsten Tag denken, können sich mit der Arbeit befassen und sich so von Menschen in Tiere verwandeln. Er hatte eifrig darüber nachgedacht, er wußte weit mehr darüber, als der Kubaner glaubte, und hatte keine Lust, seine Seele zugrunde zu richten, indem er sich an eine regelmäßige und eintönige Arbeit machte, um ein Haus und eine Familie zu haben und das Brot für den nächsten Tag stets sicher zu besitzen. Ebenfogut konnte man am Mitleid Gottes zweifeln; der seine Geschöpfe nie verläßt; er war vor allen Dingen ein Christ.“

Tonet lachte, als er diese Reden hörte, betrachtete sie als die Faselien eines Menschen, der zu viel getrunken hatte, und stieß seinen zerlumpten Gefährten mit dem Ellbogen an. Wenn er hoffte, sich mit diesen Dummheiten etwa noch ein weiteres Gläschen zu verdienen, so setzte er sich einer gröblichen Enttäuschung aus. Was ihn anbetraf, so hatte er

auch einen Abscheu vor der Arbeit, die anderen dächten mehr oder weniger ebenso, aber trotzdem beuge jeder schließlich den Rücken, wenn auch zähneknirschend.

Sangonera warf einen Blick auf den Kanal, der in den Sonnenstrahlen eine purpurne Färbung angenommen hatte; er sprach langsam, mit gewissermaßen mystischer Miene, die zu seinem stinkenden Schnapsatem einen grellen Gegensatz bildete.

„Tonet war ein Dummkopf, wie alle Leute aus Palmar.“ Er erklärte das mit dem Mute, den der Rausch verleiht, und schien dabei gar nicht zu befürchten, daß sein Freund, der ein recht lebhaftes Temperament hatte, ihn mit einem Ruck seiner Schulter in den Kanal puffen konnte.

Behauptete er nicht, daß alle zähneknirschend den Rücken beugten? Was bewies das? Doch nur, daß die Arbeit der Natur und der Würde des Menschen zuwiderläuft. Er wußte weit mehr darüber als man in Palmar glaubte, weit mehr als viele der Pfarrer, denen er wie ein Sklave gedient. Darum hatte er auch für immer mit ihnen gebrochen. Er besaß die Wahrheit und konnte nicht mit den Armen im Geiste leben. Während Tonet nach dem Lande auf der anderen Seite des Meeres reiste und an großen Schlachten teilnahm, ließ er die Bücher der Pfarrer und verbrachte seine Nachmittage im Pfarrhause; das Buch lag aufgeschlagen in seinem Schoß, und er überlegte, während die Bevölkerung nach dem See zog. Er hatte fast das ganze Neue Testament auswendig gelernt, und noch jetzt zitterte er, wenn er an die Aufregung dachte, die ihm die Lektüre der Bergpredigt, als er sie das erstemal gelesen, verursacht hatte. Er glaubte, eine Wolke zerrisse vor seinen Augen. Er hatte schnell begriffen, warum sein fester Wille sich jedem Gedanken einer verblöddenden und mühsamen Arbeit widersetzte. Nur das Fleisch, die Sünde war Schuld daran, daß die vor Ermüdung zusammenbrechenden Menschen wie die Tiere lebten, um ihre irdischen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Seele aber protestierte laut gegen diese Sklaverei und sagte zu dem Menschen: arbeite nicht; durch alle Muskeln verbreitete sich der süße Rausch der Faulheit und des Müßigganges, wie ein Vorgegeschmack der Glückseligkeit, der ihnen beschieden ist, wenn sie im Himmel sind.

„Höre, Tonet, Tonet,“ sagte Sangonera zu seinem Freunde in feierlichem Tone.

Dann sprach er ganz zusammenhanglos von seiner Lektüre des Evangeliums und den Vorschriften, die in seinem Gedächtnis haften geblieben waren. Er brauchte sich nicht ängstlich um seine Kleidung oder um seine Nahrung zu sorgen, denn schon Jesus sagt, die Vögel des Himmels säen nicht und ernten nicht und essen doch; die Lilien auf dem Felde brauchen nicht zu spinnen, um sich zu kleiden, denn der himmlische Vater sorgt für ihr Gewand. Er war ein Geschöpf Gottes und verließ sich auf ihn. Er wollte den Herrn nicht beleidigen, indem er arbeitete und dadurch an der himmlischen Güte zweifelte. Nur die Leute aus Palmar behielten das Geld in der Tasche, ohne jemand einzuladen, nur sie waren fähig, sich um Geld abzuradern, weil sie eben immer um den nächsten Tag sich sorgten.

Er zog es vor, wie die Vögel des Sees und wie die Blumen zu leben, — als Landstreicher, untätig, ohne auf andere Zuflucht, als auf die himmlische Vorsehung zu vertrauen. Nie zweifelte er in seinem Elend an dem nächsten Tage. „Jedem Tage genügt seine eigene Last und Mühe.“ Der nächste Tag würde schon, wenn er wollte, seine Unannehmlichkeit bringen; für den Augenblick genügte ihm die Bitterkeit des heutigen Tages und das Elend, das ihm sein fester Entschluß, rein zu bleiben, verursachte; ja, er wollte sich nicht mit der Arbeit oder mit irdischem Ehrgeiz in einer Welt besudeln, in der alle heftig um das Leben kämpften, wo jeder seinen Nachbar belästigte, um ihm ein wenig von seinem Wohlstand zu stehlen.

Tonet lächelte noch immer über die Worte des Trunkenbolds, die dieser mit wachsender Aufregung herausschleuderte. In spöttischem Tone sprach er seine Bewunderung für seine Ideen aus und forderte ihn auf, in ein Kloster zu gehen, wo er sich nicht mehr mit dem Elend herumzuschlagen brauchte. Doch Sangonera protestierte entrüstet.

Er hatte sich mit dem Vikar gezannt, er hatte das Pfarr-

haus für immer verlassen, weil es ihm widerwärtig war, ansehen zu müssen, wie seine Herren ganz andere Grundsätze hegten, als sie in den Büchern, die sie lasen, verzeichnet waren. Sie waren genau wie alle anderen; auch sie quälte der Wunsch nach dem Besitz des Nachbarn, sie dachten an das Essen, an die Kleidung, klagten unaufhörlich über den Verfall der Frömmigkeit, wenn kein Geld in ihren Klingelbeutel fiel, sorgten für den nächsten Tag und zweifelten an der Güte Gottes, der seine Geschöpfe nie verläßt.

Er hatte den Glauben, er lebte von dem, was man ihm gab oder von dem, was er fand. Auch nicht eine Nacht hatte ihm eine Handvoll Stroh gefehlt, mit der er sich sein Bett hatte machen können, und nie verspürte er so großen Hunger, daß er vor Schwäche umgefallen wäre. Der Herr, der ihn am Ufer des Sees hatte geboren werden lassen, hatte ihm auch alle Mittel zum Leben gespendet, damit er ein wahrer Gläubiger bleiben konnte.

Tonet lachte über Sangonera. Wenn er so rein war, warum betrank er sich dann? Schickt ihn Gott von Schenke zu Schenke, damit er später mit dem schwanfenden Gange eines Trunkenboldes auf allen Bieren wie eine Kacke kroch? . . . Doch der Vagabund verlor nichts von seinem feierlichen Ernste. Sein Rausch schadete niemand, und der Wein war etwas Heiliges. Schon darum, weil er tagtäglich beim Gottesdienst benutzt wurde. Die Welt war wahrhaftig schön, aber durch zwei Gläschen Wein gesehen, war sie heiterer, strahlte in lebhafteren Farben, und man mußte ihren allmächtigen Schöpfer noch mehr bewundern.

Jeder hat sein besonderes Vergnügen. Er kannte kein größeres, als die Schönheit der Dehesa zu betrachten. Andere schwärmten für das Geld, und er weinte oft in Bewunderung eines Sonnenunterganges, wenn die Feuchtigkeit der Luft zur Stunde der Dämmerung, die auf dem See noch schöner war, als auf dem Festlande, die Feuer der Sonne langsam auflöste. Die Schönheit der Landschaft drang ihm in die Seele, und wenn er sie durch mehrere Gläser Wein betrachtete, so seufzte er gerührt wie ein kleines Kind. Er wiederholte es noch einmal, jeder nimmt sich da sein Vergnügen, wo er es findet. Canamel z. B., indem er unnützlich Geld aufstapelte, und er, der mit so großem Entzücken den Albuferassee betrachtete, daß sich in seinem Haupte schönere Lieder erhoben, als man sie je in den Schenken hörte; er war überzeugt, wenn er wie die Stadtherren lebte, die in den Zeitungen schrieben, er könnte, wenn er getrunken hatte, ganz merkwürdige Dinge erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Maler der deutschen Kleinstadt.

(Zu Spitzwegs 100. Geburtstag, 5. Februar 1907.)

Karl Spitzweg, dessen 100. Geburtstag am 5. Februar in den Herzen die Erinnerung an den liebenswürdigen Maler deutscher Kleinstädterei wieder wachruft, war ein echtes Münchener Kind. Gar nicht weit von der Stelle, auf der der alte Peter, Münchens ehrsameres Wahrzeichen, steht, hat auch sein Geburtshaus gestanden, und der stillzufriedene, behagliche Geist echt bayerischer Gemütslichkeit hat über seinem Leben wie über seiner Kunst gewaltet. Der Vater wollte nichts wissen von des Sohnes Neigungen zur Kunst; er ließ ihn Apotheker werden, und in der Münchener Hofapotheke hat der junge Spitzweg Lehr- und Probatorjahre verbracht. Man sagt bekannlich den ehrsamem Herren Pillendrehern nach, daß sie einen besonderen Vogel im Kopf hätten, und des Schnurrigen, Kuriosen und Kauzigen schwirrte wohl genug unter den Gläschen und Mixturen herum, früher noch mehr denn jetzt. Die beiden großen Apothekerlehrlinge der modernen Literatur, Ibsen und Fontane, haben hinausverlangt aus der engen Welt des Ladens; Spitzweg wußte seinem Verufe die besten Seiten abzugewinnen. Lange Jahre hat er hinterm Ladentische gestanden, bis zum acht- und zwanzigsten, bis der Vater starb und ihm die Freiheitsstunde schlug, die verschwiegenen Wünsche seines Innern ans Licht zu bringen. Das Behutsame, sein Abwägende, sorgsam Mischende, mit dem der Apotheker seine Tränklein bereitet, ist ihm auch in seiner späteren Malerei eigen geblieben. Da hantierte er brummig und doch im Innern seelenbergnügt in seiner wunderlichen Werkstatt herum, strichelte und kratzte wieder aus, bis endlich aus all den sonderbaren Prozeduren, unter Schimpfen und Stöhnen ein solch buntes blankes Wunderding von einem Bild fertig war, das dem grämlichen Meister selbst ein befriedigtes Lächeln ablockte. Gern ist der Maler Spitzweg immer wieder eingelehrt in dies krause und absonderliche Milieu seiner Jugendjahre, bei der allertümlichen Architektur des alten Hauses, bei dem gemütslichen Herrn Prinzipal und dem gewichtigen Probator, bei

den alten Bauern, den Dienstmädchen mit dicken Backen und den kleinen pausbädigen Kindern, die als Kunden aus- und eingehen, bei den Stelzbeinen und allen Mütterchen, die nachdenklich verträumt auf der Bank sitzen und warten. Als Spitzweg seine Malerlaufbahn begann, da hatte er schon sein Stoffgebiet gewählt und manche Skizze, manches sauber ausgeführte Blatt gezeichnet; er schloß sich aber nun an die alte Münchener Tradition an, die schon seit langem neben der offiziellen idealen Malerei blühte und gerade damals in Würfels kräftiger Kunst sich Geltung verschaffte. Es waren das die Dillis, Wagenbauer, der Tiermaler Domenico Luaglio mit seinen feinen Architekturen, der bisweilen so köstliche humorvolle Peter Heß, und Adam, der Soldatenschilderer. Sie alle hatten noch vom Rococo gelernt, von seiner hellen lustigen Harmonie; sie studierten an den alten Niederländern die Delikatess farbigere Wirkung und die Feinheit des Pinselstriches. Spitzwegs besonderer Lehrer war Eduard Schleich, mit dem er zum Studium der Natur auszog und von dem er die gesättigt warme Beleuchtung der Landschaft lernte. Mit Schleich hat er auch 1851 eine Studienreise nach Paris, London und Antwerpen gemacht; aber am liebsten wanderte er doch durch die kleinen Städtchen, in denen sein Auge so viele entzückende Motive und eine ganze runde Welt des Schönen zu finden wußte, nach Nördlingen oder Dinkelsbühl, nach Weersburg oder Landsberg, vor allem nach dem lieblichen Wunder Rothenburg a. d. T., kurz überall dahin, wo man auch heute noch ein Stüps von seinem Geiste walten und sich regen sieht, und sah dann still in seinem Atelier, drei Stiegen hoch, wo die alten Siebel miteinander Zwiegespräche halten und von wo man das weite Land und die blauen Berge sehen kann, malte fleißig und unermüdet vor sich hin, schwer von seinen eigenen Leistungen befriedigt, stets bereit, mit dem Messer dreinzufahren und auszumergen und von vorn anzufangen, und doch ein Bild nach dem anderen sich zur Freude schaffend und den Vielen, die ihn liebten und ehrten. So hat er gemalt, bis er nicht weit entfernt war von dem Alter seines erlauchten Malerpatrons Tizian, und dann hat ihm der Tod den Pinsel aus der Hand genommen. . . .

Spitzweg war kein originaler großer Künstler, der ein neues Empfinden, ja nur eine eigenartige Note in die Kunst gebracht hätte. An Ursprünglichkeit des Gefühls, an Stärke und Fülle der Phantasie überragen ihn Schwind und Richter, von denen beiden er mancherlei gelernt hat. Besonders dem Freunde Schwind ist er in manchen romantischen Radiszenen, in Serenaden und Märchenstimmungen gefolgt. Das Romantische lockte ihn nicht, nicht zog's ihn zum Schweben in ferne Traumlande, noch nach den dämmernden Fernen der Vergangenheit. Wo er alte Einsiedel und Mönche, Hegenpusch und Nymphenstänge gibt, ist es nicht der Duft einer wunderjamem Waldstimmung, das Phantastische einer Vision, sondern das Behaglich-Jrdische, Traulich-Versteckte einer eng umschränkten Existenz. In Spitzweg hat sich jene Einfuhr der Romantik in der Wirklichkeit vollzogen, die schon Jean Paul in der Literatur vorweggenommen hatte. Es ist jene Uebergangszeit von Romantik zu Realismus, zu deren reizvollsten Vertretern er gehört. Der Umschwung vollzog sich zuerst auf dem Gebiete der Literatur, da das hiedermeierische Element stärker vordrang. Die Dichter ließen ab von der unendlich weiten Wanderung nach der blauen Blume; sie blieben bei ihren Rosenstöden im Hausgarten. Von den Wundern der Vergangenheit, der Legende und der Sage, von all den traumhaften Verzückungen einer übersteigerten Phantasie wandten sie sich der Umgebung zu, dem Leben, und sahen sie in dem bunten Glanz ihrer romantischen Brillen wunderbar gefärbt. So hat E. T. A. Hoffmann, gespenstisch-unheimlichen Spuk rings um sich wie einen Schwarm Flederäuse aufflattern sehen, bis noch zuletzt sein Blick, aus des Betters Eckfenster schauend, gesundete. Brentano sah die Wirklichkeit in dem Berrspiegel philsitroser Dummheit, und Eichenborff wurde sie zur gemütslich, still verträumten Idylle. Aber sie alle reizt noch das Sturille in der Erscheinung; die Originale und Querköpfe, die sonderbaren Käuze und wunderlichen Heiligen waren ihre Leute. Und andere folgten ihnen. Weisslog, ein Schüler Hoffmanns, schilderte seine braven Organisten und Dorfschullehrer, denen das große, bunte Schnupstuch aus der Tasche hängt, und die in Wachs und Schillers Werken schweben, während die Schuljugend tausend Kössen treibt. In Schwaben, in den Gedächtnen Moerides wie in den Novellen von Hermann Kurz, traten die alten Herren Dorfpastoren auf, in tiefe Lektüre eines erbaulichen Buches verloren, während um sie die Hühner gadern und die Lebsojen blühen, dann die Liebespärdchen, „als der Großvater die Großmutter nahm“, die zwischen den bunten Kugeln des Gärtchens schmückern feurige Blide tauschen oder sich ehrsam linksch um den Hals fallen, während der Postillon zum Abschied bläst. Stifter malte mit seinen fein gestrichelten Worten die etwas mürrisch gravitätschen jungen Herren mit den bunten Westen und den blasierten Mienen, das Ehepaar beim Spaziergang oder einem harmlos spießbürgerlichen Spaß, Edmund Hoefler suchte sich die alten Stadtsoldaten mit ihrer bärbeißigen Jovialität für seine Geschichten aus, Karl von Holtei das lustige Völkchen der Nahrenden in seiner grotesken Mischung von Glanz und Schein, Glend und Humor. Auerbach gab seine etwas geleakten Bäuerrinnen; Franz Trautmann, ein engerer Landsmann und Gesinnungsgenosse unseres Spitzweg, schuf seine mittelalterlich verschmörkelten Ritter-, Räuber-, Mönchs- und Abenteuergeschichten. Die Meister

des Realismus, ein Raabe und Gottfried Keller, haben dann diesen Stoffkreisen eine klassische Prägung verliehen und überallhin durch die Welt der Dachtüben und Sonderlinge geleuchtet.

Wir haben so ausführlich bei diesen literarischen Anregern Epitweg's verweilt, weil es galt, die Atmosphäre zu bestimmen, aus der er herauswuchs, die Einflüsse zu kennzeichnen, die ihn zu seinen Stoffen führten. In ihm lebt jene spezifisch mündnerische Kulturstimmung, die etwa W. G. Nibel in seinen Schriften geschildert hat, da München noch viel von der Kleinstadt hatte und ein künstlerisches Leben sich, noch in wunderbar vertrackten Formen, eben zu regen begann. So begegneten sich seine persönlichen Eindrücke, sein eigenes Empfinden mit den Kunsttendenzen der Zeit. Die Genremalerei, die die Kunst der Romantiker und Nazarener ablöste, ist ja die Parallelererscheinung zu dieser Seite unserer Literatur. Epitweg nahm nur Gegenstände zu Inhalten seiner Bilder, die überall behandelt wurden; er aber wußte sie innerlicher zu gestalten und mit einem echten Hauch des Lebens, einem über alles Kleinliche hinwegtragenden Zug des Nührenden und Ewigen zu durchdringen. Schon sein erstes Bild ist dafür Beweis: „Der arme Poet“, der 1837 auf der Kunstausstellung jogleich das größte Aufsehen erregte und heute in der Münchener Neuen Pinakothek ist. Wie da der hungrige Dichter im Bett liegt in der kalten Dachkammer, in die es hineinregnet, unter dem roten Schirm, und Verse standiert, das könnte Holteis „Vorbeerbaum und Bettelstab“ illustrieren oder eine Pöffe von Nestroy; aber es ist weder sentimental noch zynisch gegeben, sondern mit einer humorvollen schlüchtern Güte, die trotz alles Kleinlichen Wertvolles, aus dieser malerisch reizenden Enge ausstrahlt. Mit einem Wort: Das Sujet ist malerisch gesehen und gestaltet. Das ist es, was Epitweg über seine Zeitgenossen so hoch hinaushebt und seine Bilder noch heute mit heller Freude und reinem Genießen anschauen läßt. Nicht die Inhalte machen die Welt Epitwegs aus, nicht die stridenden und lesenden Rönche, die Ed. Grünner bis zum Ueberdruß wiederholt hat, nicht die knidebeinigen Bürgersoldaten, die schon Heß gemalt hatte, nicht die Freuden und Leiden des Philisters, an denen sich die Düsseldorfser nicht minder ergötzen. Was aus seinen Bildern uns entgegenlächelt wie ein Gesicht aus guter alter Zeit, das ist die verklärte Wärme eines reichen Gemüts, die in Farben und Formen ausgedrückt ist. Dieser Geist strahlt aus der sauberen blauen Keitigkeit des Ganzen, aus dem bunten, putzigen, überlegt „gekläubelten“ Kolorit, aus dem eigenfönnig krausen, drollig zierlichen Spiel und Gewirr der Linien, ruht in der spizen feinen Art, wie die Figürchen und Gestalten in den Raum gefest sind, wie sie sich aus der Natur, aus der Gasse herausheben, liegt in den traulich gehaltenen Tönen, in denen die eisenunponnen alten Gemäuer, die Türme, die freundlichen Dächer und Stadthilhouetten warm und weich gebettet sind, in dem hellblau lachenden Himmel mit den weißen Schäfchen-Wolken, dem heiteren Raunen aller Epitweg'schen Bilder, der das neutrale Braun der Landschaft mit all seinen bunten Tönen und hellen Lichtern zur Einheit zusammenfaßt.

Epitweg's Kunst ist nicht nur eine Freude für die Herzen, sondern auch ein Fest für die Augen. Vom Zeichnerischen, das er zunächst für die „Fliegenden Blätter“ mit ergötlichem Humor des Striches übte, entfernte er sich immer mehr; immer wärmer und leuchtender wurden seine Farben, immer looderer und leichter seine Harmonien, immer delikater die farbigen Akkorde. Unleugbar hat französische Kunst auf ihn gewirkt; noch stärker freilich der Kolorismus der alten Holländer. Für das farbenreiche Voksett seiner Bilder geben Brouwers kostbar leuchtende, warm flimmernde Farbensinfonien am ehesten ein Vorbild. Die Süße und der Wohlklang seiner Farben, die im Sonnenlicht spielende Helligkeit eines Waldinnern, die loodere Gelöstheit des Auftrags ist ihm dennoch im letzten von den Franzosen, vor allem Diaz, dann den Meistern von Barbizon, wie Daubigny, übermittelt worden. Der beste Beweis für die Veränderung seiner Palette durch die französische Reise ist sein herrliches „Frauenbad von Dieppe“, das in seinem ganzen Deutere vereinzelt steht. Wie hier von den feinsten Nuancen des Gelb, Grün und Weiß sich einzelne Töne von Blaurot und Rosa pikant abheben, das ist von einer an Corot oder Chintreuil gemahnenden Feinheit. Epitweg kennt überhaupt nicht die neutralen Töne, die berühmte „braune Sauce“, die zu jener Zeit als Einheit herrschte. Die Schatten heßt er durch rote Lichter, durch hellgrüne, blaugraue Nuancen auf; mit ledern Farbensprihern und Tupfen belebt er die Hintergründe durch rote, grüne, gelbe Flecke und stimmt die Farben auf das feinste zueinander. Am liebsten aber schwebt er in vollen starken Akzenten, in Preußischblau oder Violett, in aparten Nuancen von Ocker und Grün und in seiner Leidenschaft für melodisch weiche Farben wird seine Süße sogar zur Süßlichkeit, wenn er sich in Skalen des Rosa ergeht, von einem milchigen Erdbeerton bis zu Lackfarben und Pfirsichrosa. An seinen Sonderlingen und Hagestolzen gefallen ihm vor allem ihre hellblauen und blaugrünen Röcke die gelben und mattgrauen Hosen, die apfelgrünen Westen, die dunkelroten und orangefarbenen Schnupftücher. So erhalten seine Bilder alle etwas Geschmäckerisches, Delikates, geben eine vollendete farbige Sinfonie. Ja bisweilen steigert sich das sogar zu einem juwelenhaften, unruhigen Leuchten und Schimmern, das die enge Alltagswelt in die Märchenluft von Tausend und eine Nacht taucht. Und dann mag es wohl geschehen durch das Wunder der Kunst, daß plötzlich der Philister zu einem verwunschenen Prinzen wird und der Maler der Kleinstadt zu einem selbstam mächtigen Zauberer. . .

Dr. P. L.

für die Kleinen.

Wie das Köseli einen Preis bekam.

Im Barental am Feldberg, dem höchsten Kamm des Schwarzwaldes, liegt der Gipfelhof. Das mächtige Strohdach reicht auf allen Seiten herab bis fast auf den zwei Meter hohen Schnee, der um den Hof herum aufgetürmt liegt. Aus dem Kamin wirbeln blaue Wölkchen in die kalte Winterluft, und alles in dem weißberchnelten Tal ist totenstill. Nur der große Hund bellt manchmal einem am Hof vorüberfahrenden einsamen Stilkäufer nach. Drinnen aber in der großen Stube sitzt am Tisch das Köseli und weint.

Es geht wieder einmal nicht, wie das Köseli gewollt hat. Dieses drei Köse hohe Mädchen, das an der letzten Ostern in die Schule gekommen ist, hat nämlich von allen harten Köpfen der Gipfelbauern den härtesten. Was es will, das muß geschehen, und wenn's im ganzen Hof drunter und drüber geht. Diesmal aber hatte der Vater ein Nachtwort gesprochen und daselbe mit einigen gut gezielten Streichen mit der Rute gewürzt, die der Sanftniklaus vor einigen Tagen gebracht hatte. Sonst betam das Köseli nie von den „Fertigen, die nichts kosten“, wie sie im Schwarzwald zu den Gieben sagen. Denn es war ein lustiges, gutes und fleißiges Kind; nur eigenfönnig, ganz furchtbar eckenfönnig. Deshalb glaubte der Gipfelbauer, er müsse es einmal mit der Rute probieren.

Da sah also das Köseli an der Tischdecke mit verweinten Augen und einem ganz roten Stumpfnäschen, gerade als ob es zu tief in das Glas geguckt hätte. Die Wangen hatte es auf seine zwei kleinen Fäuste gestützt und immer noch vollen Tränen über das Gesicht und hinterließen Spuren, die davon Zeugnis ablegten, daß das Köseli sich gerade nicht sehr gut gewaschen hatte. Das rotgeweinte Gesicht war ganz durchfurcht von kleinen schmutzigen Rinnen, in denen die Tränenbäcklein liefen.

Und warum nun all dieses Unglück?

Die Schule, in die das Köseli ging, machte morgen auf Schneeschuhen einen Ausflug auf den Feldberg. Da dürften alle Kinder mit, nur die Erstkläbler nicht. Die waren noch zu klein, sagte der Lehrer, und könnten auch noch nicht gut genug Schneeschuhlaufen, und schließlich könnte man auch nicht wissen, was so einer Handvoll Menschen passiert bei der großen Kälte, wo Stein und Wein gefroren ist. Das Köseli war aber der Ansicht, daß es gut genug Schneeschuhlaufen könne und daß ihm nichts passieren würde. Ja, die anderen kleinen Buben und Mädchen in der ersten Klasse, die immer noch Angst hatten, wenn sie der Lehrer nur schief ansah, die sollten ruhig zu Haus bleiben; aber es, das Köseli, war ja schon viel größer. So hatte es den Lehrer gefragt, und der hatte nein gesagt; dann war es zum Vater gegangen, und der hatte auch nein gesagt; schließlich versuchte es der Mutter zu schmeicheln, aber die wollte auch nichts davon wissen. Dann hatte das Köseli erklärt, es ginge aber doch mit, und dann war der Vater mit der Rute gekommen.

Das war der Hergang. Da soll einmal so ein kleines Kind nicht weinen!

Am anderen Morgen rückte die Barentaler Schule in zwei geordneten Reihen, links die Knaben und rechts die Mädchen, den Feldberg hinauf. Hinten drein der Lehrer und der Bürgermeister. Sie waren alle gut eingewickelt, hatten ihre Handschuhe an und die Mädchen trugen große Tücher um den Hals. Als sie an die Waldecke kamen, wo die silberweißen Tannen einen Torbogen bildeten, durch den man hineinschritt in den Wald, wie in einen weißen Wintertempel, stand auf einmal das Köseli da hinter einer dicken Tanne. Es hatte ein blaues Tuch um den Kopf gewickelt, seine kleinen Schneeschuhe an den Füßen und in der einen Hand einen dicken Stok. Es war zu Hause durchgebrannt, als der Vater die Kühe fütterte und die Mutter mit den Schweinen zu tun hatte, und wollte sich gerade unter die Kinder der zweiten Klasse stellen, um so unbemerkt mitzukommen. Da aber bemerkte es der Lehrer und schickte es wieder heim. So kleine Kinder können noch nicht mit auf den Feldberg. Aber das Mädchen wartete nur bis die Schule im Wald verschwunden war und schlurste dann langsam aber ausdauernd hinten nach.

Oben am Feldbergerhof, dem Wirtshaus, wo sich viele Gäste aus der Stadt zum Schneeschuhlaufen aufhielten, wurde für die Barentaler Schule ein Bettrennen veranstaltet und in den benachbarten Kaufhäusern eine ganze Menge Preise gekauft. Da gab es die herrlichsten Dinge; weiche, weiße Schneemützen, Spielzeug, Handschuhe, Hosenträger, Orangen und Konfett.

Der Lehrer gab mit dem Taschentuch den in einer langen Reihe gehenden Knaben und Mädchen ein Zeichen, und dann ging's mit Hurra los, hinauf auf den Seebud. Immer kleiner wurden die dahineilenden schwarzen Gestalten und die Abstände unter ihnen immer größer. Bald war der erste oben auf dem Gipfel, wo er rasch umkehrte und dann von einer Schneewolke umhüllt im saueren Fahrt oben herab kam, die anderen hinter ihm nach. Gerade als die letzten wieder anamen und die Knaben und Mädchen zur Preisverteilung auf den Feldbergerhof gehen wollten, stand auf einmal das Köseli wieder da. Jetzt wurde aber der Lehrer wild und schickte es mit groben Worten wieder allein nach Hause. Das war nicht sehr klug und wer weiß, was bei der großen

Nüsse passiert wäre, wenn der kleine Partköpft nicht klüger gewesen wäre als der Lehrer. Das Nüsseli machte nämlich einfach, als ob es nun wieder den Berg hinablaufen wollte; als aber alle, auch der Lehrer und der Bürgermeister, im Felsbergerhof verschwunden waren, lehrte es wieder um und schmalzte seine Schneeschuhe ab. Im Hausgang des Wirtshauses stellte es sich auf und fing auf einmal an herzhaft zu weinen. Das half. Die Wirtin kam heraus, und ihre erzählte das Nüsseli sein ganzes Unglück. Die Wirtin hatte ihre Freude an dem kleinen unternehmenden Frauenzimmer, und bald sah das Nüsseli im Buffet an einem kleinen Tischchen vor einer respektablen Portion Mittagessen. Als diese bewältigt war, wuchs ihm der Mut. Es hatte von vorübergehenden Kellnerinnen gehört, daß die anderen Brüden im Nebenzimmer saßen und Kaffee tranken und Kuchen dazu aßen. Das Nüsseli fand, daß es auch Kaffee und Kuchen essen könnte, stellte sich wieder hinaus in den Hauseingang und fing wieder an, und zwar noch herzhafter als das erstemal, zu weinen. Da kam der Wirt heraus, und ihm vertraute das Nüsseli seine Wünsche an. Als der Lehrer und der Bürgermeister davon erfuhren, daß das Nüsseli wieder da sei, da mußten sie doch lachen, und bald sah das Nüsseli unter den anderen und geriet in die engste Bekanntschaft mit Kaffee und Kuchen. Alles war nun nach dem Kopf vom kleinen Gipfelköpft gegangen und alles schien in Ordnung, als es einmal wieder ein fürchtbares Wehgeschrei anklang. Alles stürzte nun zu dem kleinen unglücklichen Kind und fragte, weshalb es denn noch weine. Da sagte das Nüsseli schluchzend und mit einem vorwurfsvollen Blick auf die weißen Mützen, Spielzeug und anderen Preise, welche die anderen in den Händen hielten:

„Ich muß so weine, weil ich noch keinen Preis bekommen hab!“

Und das Nüsseli weinte so lange, bis es auch einen Preis bekam, obwohl es den Wettlauf gar nicht mitgemacht hatte. Es erhielt einen Hampelmann und eine Orange. Den Hampelmann hielt es am Kopf in der Linken, und zog mit der Rechten unten an der Schnur. Und während ihm noch die dicken Tränen über die Waden rollten, lachte es mit dem ganzen Gesicht; denn jetzt war es endlich zufrieden und hatte alles erreicht, was es wollte.

Wie aber dann die Geschichte zu Hause ausging, das will ich lieber nicht erzählen.

A. Fendrich.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Elementarunterricht im alten Florenz. Man glaubt noch vielfach, daß der mittelalterliche Schulunterricht ein Monopol der Kirche gewesen ist. Aber das trifft nur allenfalls für die ältesten Zeiten zu. Sobald das neue städtische Leben erwacht, also vom 11. Jahrhundert in immer stärkerem Maße, wird auch der Schulunterricht wie so viele andere Kirchengüter verweltlicht, anfangs der höhere, dann auch der elementare. Während aber für den ersten sich meist öffentliche Schulen bildeten, über die wir aus den amtlichen und historischen Quellen der Zeit unterrichtet sind, blieb der Elementarunterricht meist Privatpersonen überlassen, über welche wir die Nachrichten mühsam aus zerstreuten Privaturlunden zusammenziehen müssen, ohne bisher viel zu finden. Und doch muß er, als Grundlage aller weiteren Bildung, sehr bedeutend gewesen sein, besonders in dem auch hierin Deutschland um ein bis zwei Jahrhunderte vorausgehenden Italien. Gibt doch der Florentiner Chronist Villani, Dantes Zeitgenosse, in glaubwürdiger Weise an, daß zu seiner Zeit 8–10 000 Knaben und Mädchen lesen konnten, während circa 1200 in sechs Schulen (abacos) lernten und circa 600 in vier Schulen in lateinischer Grammatik und Logik, diese „Grundpfeiler“ der mittelalterlichen Bildung, unterrichtet wurden. Ueber das Heer dieser Florentiner Abschüligen nun erfahren wir aus Dokumenten des 13. und 14. Jahrhunderts, die der an die Universität Strassburg berufene Philologe Sontorre Debenedetti in den „Studi Medievali“ veröffentlicht, allerlei Neues und Interessantes. Der Elementarunterricht wurde Kindern beiderlei Geschlechts im Alter von sieben Jahren aufwärts erteilt — Knaben bis zum 14., Mädchen bis zum 12. Lebensjahre —, obwohl es auch schon damals nicht an Stimmen fehlte, die statt dieser mechanischen Abgrenzung eine solche nach der Begabung des einzelnen forderten. In der Tat wissen wir von Vaccaccio, daß er schon vor dem siebenten Lebensjahre lesen und schreiben gelernt hatte. Der Unterricht begann mit dem Alphabet, und zwar mußten die Kinder die auf einzelnen Tafeln gemalten Buchstaben sauber abschreiben lernen, was bei der damals herrschenden Mönchesschrift gewiß keine Kleinigkeit war. Die Reihenfolge der Buchstaben merkte man sich an gereinigten Sprichwörtern, deren jedes mit dem betreffenden Buchstaben begann und die zugleich einen ersten Fonds an Lebensweisheit übermitteln sollten. Als Lesebuch diente das „Platerrum“, eine Sammlung von Bialmen und biblischen Geschichten, das somit zugleich die Grundlage des Religionsunterrichtes abgab. Gar manche kostbare alte Handschrift ist diesen massenhaft hergestellten Fabeln zum Opfer gefallen, indem Mönche, um Pergament zu sparen, die Schätze ihrer Klosterbibliothek zerschneiden, die Schrift austradierten und mit den Bibelstellen wieder

bemalten. Sofort darauf kam die Lektüre des „Donatus“, jener Schrift des um 350 lebenden Grammatikers, aus dem fast das ganze Mittelalter die Anfangsgründe des Lateinischen geschöpft hat. Auf besonderen Wunsch wurde auch das Lesen der notariellen Urkunden mit ihren zahllosen Abkürzungen geübt, um die jungen Kaufmannsöhne sofort für das praktische Leben auszurüsten. Wer noch realistischer dachte, gab seinen Sohn nicht in die Schule, sondern sofort in die Lehre und verpflichtete den Prinzipal oder einen seiner Prokuristen, den Lehrling außer in die Geheimnisse des Berufs in die des Lesens, Schreibens, Rechnens und der kaufmännischen Buchführung einzuweihen, ein Verfahren, das sehr beliebt gewesen sein muß, da uns zahlreiche Verträge dieser Art erhalten geblieben sind. Die Lehrer waren bescheidene Leute, wir wissen von keinem, der es zu höherer Stellung oder literarischem Ruhm gebracht hätte, ganz im Gegenteil zu ihren Kollegen, den Lehrern an den höheren Schulen, aus denen viele geschichtlich bedeutende hervorgegangen sind. Sie bildeten zusammen mit diesen eine besondere Zunft, die aber keinen politischen Einfluß hatte.

Theater.

Friedrich-Wilhelmstädtisches Schauspielhaus (Chausseestraße): „Sein Prinzgehen“, Lustspiel von Gebhard Schähler-Perasini. Der überaus fruchtbare Romanschreiber und Bühnenautor, der sich vom Dorfschulchützen aus eigener Kraft emporgeschwungen, verleugnet nicht seine christlich-schwäbische Offenheit. Er bekennt, daß das obengenannte Lustspiel keinerlei Anspruch auf literarischen Wert oder auf „Originalität“ der Erfindung mache. Es kommt auch erst, nachdem es seit einigen Jahren die Munde über die meisten Provinzbühnen gemacht hat, nach Berlin. Dieser Umstand ist aus zwei Gründen bezeichnend. Einmal hat unseres Wissens bisher noch keine reichshauptstädtische Bühne den Autor zu Wort kommen lassen — obwohl er längst Anspruch auf solche Günst hätte geltend machen können; denn es ist wirklich nicht einzusehen, warum man Gebhard Schähler-Perasini verweigerte, was man Dutzenden von ortsanfässigen Auch-Dramatikern freigebig gewährt, bloß, weil sie sich auf die Kunst des Klunkewippens verlassen. Nun endlich fand „Sein Prinzgehen“ hier eine offene Tür. Dagegen ist gar nichts einzuwenden. Warum soll ein Stück, das draußen überall Anklang und volle Häuser gefunden hat, nicht auch hier einen frischen Werbeversuch machen dürfen? Da zeigt sich aber sofort der Kontrast großstädtischer und provinzieller Anschauungen. Was für die Provinzbühne gut genug ist, muß es noch lange nicht für Berlin sein. Dort wird man sich weiblich gaudieren über die Allüren der adligen Stadtbewohner und dem verbauerten Gutbesitzer Baron von Brenken zujubeln; bei uns dagegen wird man mit Zug und Recht über ein so oberflächlich behandeltes Thema die Nase zuden. Hätte der Autor ein wenig tiefer geschürft, würde ihm vielleicht ein prickelnd satirisches Lustspiel geglückt sein. So wie es jetzt beschaffen ist, ist nur eben ein „Lustspiel“ nach Rojer-Schönthanschem Muster geworden — ein harmloses Ding, bei dem man den Mund zum Lächeln und Gähnen verzieht. Es wurde ganz hübsch gespielt. Rudolf Werner, Grete Müller (Margarete), Oskar Linke waren tüchtig bei der Sache. Die beste Leistung gab Adolf Jordan als Hofmeister Wellmann. e. k.

Wästerkunde.

Das Aussterben der Canadier. Nachdem die europäischen Einwanderer in Nordamerika nach Kräften daran gearbeitet haben, die eingeborene Bevölkerung zu vernichten, sind sie jetzt bestrebt, deren Reste der Merkwürdigkeit wegen oder auch um der Menschlichkeit willen zu erhalten. Nach den damit gemachten Erfahrungen erscheint es jedoch sehr fraglich, ob diese Bemühungen Erfolg haben werden. Die Sterblichkeit unter den Indianern ist außerordentlich groß, denn die Verührung mit der modernen Kultur pflegt den Naturvölkern stets unbeförmlich zu sein. Außerdem wird der Charakter dieser Menschen dadurch so verändert, daß wenig genug von ihren ursprünglichen Eigenschaften und Sitten übrig bleibt. So wird es wohl nicht lange währen, bis die Indianer teils ausgestorben, teils in die europäische Bevölkerung aufgegangen sind. Am meisten hätte man noch von den canadischen Stämmen erwartet, daß sie sich in ansehnlichen Resten erhalten würden, aber schon vor 25 Jahren betrug die Zahl der Canadier nur noch etwas mehr als 100 000 Seelen. In den letzten Jahrzehnten hat die Regierung von Canada viel für die geistige und wirtschaftliche Entwicklung der Indianerbevolkerung getan, etwa 300 Schulen für sie eingerichtet, den Betrieb von Ackerbau mit Geld und durch besondere landwirtschaftliche Schulen unterstützt, Handwerker Schulen gegründet usw. Auch das allgemeine Stimmrecht ist den canadischen Indianern zuteil geworden. Dennoch scheint, wie ein Bericht des Gesundheitsbeamten für Ottawa lehrt, das Aussterben dieser Stämme unaufhaltsam vorwärts zu schreiten. Es hat sich nämlich ergeben, daß durchschnittlich 25 v. H. der Schuljünglinge seit den letzten 20 Jahren bereits gestorben sind, und für eine Schule betrug die Verhältniszahl sogar 60 v. H. Die Todesursache ist fast immer Tuberkulose.